

## Citation style

Jäckel, Florian: Rezension über: Yehoshua Frenkel (ed.): Muḥammad Ibn-Aḥmad az- Zamlakānī, Maqāmat al-Naṣr fī Manāqīb Imām al-‘Aṣr, Göttingen: V&R unipress, 2023, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 51 (2024), 1, S. 136-138, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/e6fa1d1bd11246949120778ce0d5620a>



## copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

zen. „Gelassenheit“ (240) ist wertvoll, reicht aber nicht, wenn man als Staat und auch als Individuum einer Seuche von existentieller Bedrohung ausgesetzt ist; hier muss man schon klug handeln, freilich bei einer gelassenen Haltung. Und dennoch sehe ich hier die Kontextsensitivität als große Herausforderung für eine angemessene Einordnung.

Reinhardt geht es – gerade auch in der abschließenden Reflexion – viel um Anthropologie. Insofern fragt man sich einmal mehr, warum er nicht die thukydideische Seuchenschilderung oder die eines Prokop in seine Überlegungen einbezogen hat, gerade dann, wenn er mit der rezenten Pandemie vergleicht. Sich nur auf die Pest um 1348 zu beziehen, greift meines Erachtens zu kurz, da der Vergleich mit der Antike nun einmal auf der Hand liegt, wenn es um „Überzeugungen, Grundhaltungen und Entwicklungstendenzen“ (236) geht; und die durch die Pest um 1348 erfolgte Engführung auf das Christentum, die heute wohl kaum mehr greift, wäre auch zu überwinden gewesen. Denn bei einem erweiterten Vergleich ergibt sich mit der Antike eine natürliche Parallele bei der Suche nach etwas Metaphysischem als Erklärung, bis hin zur Prägung von Verschwörungstheorien.

Ob durch dieses Erinnern eine Bewältigung des Traumas erfolgt, ist zu bezweifeln; es mag wohl mehr um ein Abarbeiten bzw. ‚Abschreiben‘ von Angst, Sorge, Wut und Verzweiflung gehen, um Hoffnung, Zuversicht und Kraft zu gewinnen. Diese abschließende Reflexion ist als Einladung zu verstehen, wobei ich dazu aufrufe, Reinhardts Überlegungen um einen Blick in die Antike zu erweitern, und für mehr Bescheidenheit im Hinblick auf unsere vermeintlichen Errungenschaften in der rezenten Pandemie plädiere. Insgesamt liegt eine solide historische Darstellung zur Pest um 1348 vor, in der Volker Reinhardt nicht viel Neues bietet, aber Vergleiche mit der rezenten Pandemie wagt und damit zur weiteren Diskussion anregt.

Florian Steger, Ulm

*al-Zamlakānī*, Muḥammad b. Aḥmad, Maqāmat an-naṣr fī manāqīb imām al-‘aṣr, hrsg. v. Yoshua Frenkel (Mamluk Studies, 28), Göttingen 2022, V&R unipress, 203 S., € 40,00.

Die Handschrift „Yahuda Ar. 166“ ist der einzige Zeuge für die arabische „Makame des Triumphs zu den Vortrefflichkeiten des Imams unserer Zeit“ und liegt nun ediert und in englischer Übersetzung samt Einleitung vor. Über den Autor Muḥammad b. Aḥmad (Ibn) az-Zamlakānī ist wenig bekannt. Der Text behandelt in der für das Genre typischen Reimprosa und versehen mit unzähligen Zitaten (Koran, Hadith, literarische Tradition) Auseinandersetzungen der politischen und gelehrten Damaszener Elite um den Rechtsgelehrten Tağ ad-Dīn as-Subkī (1327–1370).

In der Einleitung werden az-Zamlakānī als Autor sowie as-Subkī als Protagonist des Textes, der historische Hintergrund des Narrativs, Komposition und literarische Einordnung der Makame und schließlich die mittelarabische Sprache des Texts zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit thematisiert. Im Abschnitt zum Autor fällt auf, dass es aus den arabischen Prosopographien zwar einiges zu Mitgliedern seiner Familie aus dem Damaszener Vorort Zamlakān zu erfahren gibt, die Informationen zum Autor selbst dagegen mehr als spärlich sind. Fast beiläufig erwähnt Frenkel Badr ad-Dīn Ibn az-Zamlakānī (ca. 1328/29–1394), den er als „Muḥammad ibn Aḥmad Ibn az-Zamlakānī“, wie sich der Autor gegen Ende des Textes selbst zu erkennen gibt, identifiziert. Der Grund für diese Zuordnung ist nicht angegeben. Die Dürftigkeit der Informationen gründet schlicht auf der schwierigen Quellenlage, zeigt aber auch ein Ungleichgewicht in Frenkels Darstellung. Besonders dem Hinweis in der von ihm angeführten Literatur auf Ibn Qāḍī Šuhbahs (gest. 1448) *ad-Dayl al-muṭawwal* (unedierte Handschrift Chester Beatty 5527) nachzugehen, wäre hier wichtig gewesen.

Der Schwerpunkt der Einleitung liegt aber ohnehin auf as-Subkī sowie den in der Makame verhandelten Geschehnissen, von Frenkel als „Crisis in Damascus“ betitelt. Die mehrmalige

Ein- und Absetzung as-Subkīs sowie sein zwischenzeitliches Exil in Ägypten werden vom Herausgeber herausgearbeitet und mit Belegen aus anderen Quellen versehen. Bezeichnenderweise zielt kein einziger Verweis auf den Text selbst, der sich nämlich keineswegs als ereignisgeschichtliche Quelle eignet, wie Bemerkungen Frenkels suggerieren („casts light on the position of this class during those days, as well as on the governing establishment’s political play“, 7 [Vorwort]; „manifests the actual reality of 14th-century Mamlūk Damascus“, 12). Vielmehr erschließt sich der Text erst durch Frenkels kenntnisreiche Kontextualisierung in der Einleitung.

Dem Herausgeber ist hingegen zuzustimmen, dass der Text als Mittel dient, die Position der Gelehrten gegenüber den militärisch-politischen Eliten sowie ihr Ideal gelungener Herrschaft und eigener Tugenden zum Ausdruck zu bringen (12, 24–27). Mit Blick auf diese Einordnung wie auch auf die historischen Hintergründe wären konkrete Bezüge zwischen Quelle und Analyse hilfreich gewesen. Für das Selbstverständnis der Gelehrten ließe sich beispielsweise auf ihre Vorliebe für schwierige intellektuelle Probleme (148), die Auffassung von Orthodoxie als Bewahrung der Tradition Muḥammads (151) oder auf Eigenschaften wie Gerechtigkeit und Unparteilichkeit (152), Großzügigkeit und Zurückhaltung (156), aber auch ein gutes Aussehen oder sogar Kenntnisse der Physiognomie (160) verweisen. Zu den wünschenswerten Qualitäten eines Herrschers zählten Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Großmut, wobei die mehrfache Erwähnung von herausgehobener und gemeiner Bevölkerung (*al-Ḥaṣṣ wa-l-ʿAmm*) als Klientel (134, 144 f.) seinen weiter gefassten Wirkkreis aufzeigt.

Interessant sind überdies sozialgeschichtliche Aspekte, die vereinzelt im Text zu finden sind. So soll sich sowohl die sesshafte als auch die nomadische Bevölkerung an as-Subkī als Gelehrten und Richter gewandt haben (150). Organisation von Militär, Gerichtswesen und Verwaltung werden als Aufgaben des Herrschers genannt (134). Neue Erkenntnisse birgt dies nicht, die lebensweltlichen Bezüge aber stechen zwischen den vielen Topoi und bildhaften sowie allusiven Wendungen hervor.

Folgt man der Übersetzung, ließe sich auch en passant darauf schließen, ein guter Richter könne sich auf seine Stellvertreter verlassen („The court deputies of his days equip him with an impenetrable shield“, 158). Im Original ist allerdings von *nawāʾib* (Singular: *nāʾibah*), nicht von *nuwwāb* (Singular: *nāʾib*) die Rede (81 f.), also von Schicksalsschlägen, vor denen as-Subkī bewahrt geblieben sei. Da es sich hierbei um einschlägige Terminologie handelt, sorgt dieser Fehler für Skepsis, was die Zuverlässigkeit der Übersetzung betrifft.

Leider sind noch weitere Kritikpunkte zu nennen. Ins Auge stechen eine große Zahl von Flüchtigkeitsfehlern, angefangen beim Buchtitel selbst (*Manāqīb* statt *Manāqib*, richtig in der Einleitung) sowie mehrmals beim Autor in der Einleitung (*al-Zamlalkānī*). Zusammen mit weiteren Irrtümern, auch Zahlendrehern, wird so das Vertrauen in die Verlässlichkeit der Belege auf die Probe gestellt. Hinsichtlich der Gestaltung fällt die zu kleine arabische Schrift auf, besonders in den Fußnoten. Es fehlt eine Zählung der Verse des arabischen Originals, was nicht nur genaues Referenzieren, sondern auch einen Abgleich mit der als Fließtext gesetzten Übersetzung erschwert. Als Orientierung dienen lediglich die Blattangaben der Handschrift. Vom Herausgeber hinzugefügte, den Text gliedernde Überschriften stimmen bei Original und Übersetzung nicht durchgängig überein. Verweise finden sich sowohl im Original (auf Arabisch, besonders zu anderen Quellen) als auch in der Übersetzung (hier eher zu Literatur), sind aber nicht durchweg parallel in beiden zu finden (außer zum Koran). Daher gibt es in der Übersetzung, erkennbar an Anführungsstrichen oder Einrückungen, häufig Zitate, die nur durch mühsame Suche im Original zugeordnet werden können. Hilfreich wäre daher nicht nur eine besser strukturierte Präsentation, sondern wären allgemein auch Erläuterungen zum Vorgehen bei Edition und Übersetzung gewesen, die ebenso fehlen wie eine zumindest knappe Beschreibung der Handschrift.

Die Publikation wirkt aufgrund dieser Unzulänglichkeiten insgesamt leider unfertig, so als ob sie aus Zeitdruck hastig hätte veröffentlicht werden müssen, ohne glättende Überarbeitung. Da Frenkel selbst zu Beginn der Einleitung vom Text als „backbone of this study“ (9) spricht, ist zu fragen, ob das gesamte Buch womöglich nicht besser als Aufsatz angelegt worden wäre – oder es tatsächlich war? Scans des einzigen Textzeugen sind bei der National Library of Israel online frei zugänglich, die Handschrift ist ein gut lesbares Autograph az-Zamlakānis, so dass sich eine Edition eigentlich erübrigt. Mit Blick auf die Ereignisgeschichte bietet die Makame wie beschrieben wenig, was auch den Nutzen einer durchgängigen Übersetzung fraglich erscheinen lässt. Dennoch vermittelt sie einen Eindruck von der Freude des arabischen Originals an Sprache und an Anspielungen. Komparatistisch ließe sich die eulogische Reimprosa vielleicht neben gereimte Heiligenviten stellen, etwa die „Vita Adelheidis“. Der Text zeugt insgesamt von der Mentalität und dem Selbstverständnis der gelehrten Eliten dieser Zeit. Die vom Herausgeber zahlreich zusammengetragenen Verweise auf Quellen und Literatur ermöglichen überdies einen Einstieg in die seit etwa 30 Jahren pulsierende Forschung zur Mamlukenzeit und weisen Frenkel als äußerst sachkundigen Vertreter seines Gebiets aus.

Florian Jäckel, Saarbrücken/Trier

*Fouquet, Gerhard, Die geliehene Zeit eines Königs. Der „arme“ Ruprecht und die Reichsfinanzen (1400–1410) (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 110), Göttingen 2022, Vandenhoeck & Ruprecht, 329 S. / Abb., € 60,00.*

Gerhard Fouquet stellt sich in seinem Buch über die Reichsfinanzen unter dem pfälzischen Wittelsbacher König Ruprecht I. die Aufgabe, die in der Forschung von Karl Höfler bis Ernst Schubert gängige Erzählung vom ständig auf Pump lebenden und durch seine Hausmachtsgüter unzureichend ausgestatteten Herrscher auf die Probe zu stellen. Bereits auf den ersten Seiten macht Fouquet deutlich, dass er die Annahme der bisherigen Forschung nicht teilt, die königliche Praxis, „auf Kreditbasis zu regieren und Handwerker auf ihre Bezahlung warten zu lassen“ (10), sei bedenklich. Er bezeichnet Ruprechts Handeln stattdessen als normales und – aufgrund mangelnder „Teilhabe am öffentlichen und privaten Gut“ (ebd.) – notwendiges Geschäftsgebar eines Königs im spätmittelalterlichen Reich, der „über Kredit, Pfandschaft und Wiederkauf [...] die von Gott geschenkte Zeit für notwendige Spielräume des Politischen“ (ebd.) habe kaufen müssen. „Der Schuldenhaushalt des Königs war aufgrund der mangelnden Geldschöpfung aus dem Reich für die Refinanzierung der enormen, gerade durch die sich aus den Zwängen von Mobilität und ostentativem Luxuskonsum ergebenden wenig flexiblen Kosten der Reichsregierung das entscheidende Instrument der Haushaltsführung und seine Ausbalancierung die Herausforderung an die Ratio schriftlicher Verwaltungstätigkeit schlechthin.“ (15)

Um die Funktionsweise des königlichen Schuldenhaushalts zu beschreiben, wendet sich Fouquet zunächst der Einnahmenseite zu und untersucht, mit welchen Einkünften der König rechnen konnte. Dies tut er äußerst detailliert für insgesamt 65 Reichsstädte und Reichsbesitzkomplexe (32–102 und Anhänge 2–9), für die Steuern, Abgaben und Kredite der jüdischen Gemeinden und Juden im Reich (108–121) sowie – für die Jahre 1403 und 1405 – für den zur geplanten Kaiserkrönung eingenommenen Kirchenzehnt (121–125 und Anhang 10). Im Ergebnis kann er konstatieren, dass die jährlichen Einnahmen – nachdem sich die königlichen Finanzen nach dem erfolglosen Italienzug 1401–1402 wieder normalisiert hatten – zwischen 9.600 und 13.600 Rheinischen Gulden lagen. Das sei „zwar gewiss nicht üppig, aber doch im Vergleich zu den tradierten Vorurteilen über Ruprecht in der Forschung erstaunlich“ (136). In diesem Abschnitt findet sich der einzige (!) sachliche Fehler, der dem Rezensenten aufgefallen ist: Markgraf Jost von Mähren, der Cousin König Wenzels IV., wird im Zusammenhang mit seiner Pfandherrschaft über die Reichslandvogtei Elsass als dessen Bruder bezeichnet (91, auf 122 dann richtig).